

Editorial

Das Jahr des Kindes – und danach?

J.-C. Vuille

Für die meisten Kinder dürfte das bald zu Ende gehende Jahr des Kindes – von einem bissigen Kolumnisten als «Jahr der Gags» bezeichnet – keine grossen Umwälzungen gebracht haben. Bestenfalls darf man hoffen, dass durch einzelne Veranstaltungen und Aktivitäten positive Entwicklungstendenzen verstärkt oder beschleunigt werden konnten, die ohnehin in der Luft liegen. Ökonomische und demographische Veränderungen der letzten Jahre haben im Bereich der Behindertenhilfe völlig neue Randbedingungen geschaffen, welche die verschiedenen Betreuungsformen viel stärker beeinflussen dürften als planerische Vorstellungen, ganz zu schweigen von unkoordinierten Einzelaktionen, die im Jahr des Kindes eher die Regel als die Ausnahme darstellten. Diese Randbedingungen zu erkennen und ihre mutmasslichen Auswirkungen vorauszu sehen, wäre eine wichtige Voraussetzung für realitätsgerechtes Handeln.

Der abrupte Stillstand der *ökonomischen Entwicklung*, der Arbeit zum Privileg der Gesunden und Leistungsfähigen werden lässt und der durch die Ebbe in der Staatskasse manch schöne Hoffnung auf Erweiterung der Hilfen für Behinderte enttäuscht hat, sei hier nur im Vorübergehen gestreift, da er vorläufig ganz besonders die erwachsenen Behinderten trifft. Dieses Heft ist den behinderten Kindern gewidmet. Für sie dürften die *demographischen Veränderungen* vorerst von wesentlich grösserer Bedeutung sein.

Auch wenn die Abwanderung vieler Ausländerfamilien im Gefolge der Rezession die Bevölkerungsstruktur unseres Landes verändert hat, zeitigt der *Geburtenrückgang* bei Schweizern und Ausländern die bei weitem einschneidendsten Folgen. Von 1965 bis 1977 ging die Geburtenzahl von 112 890 auf 72 829 zurück, das heisst, es wurden jedes Jahr im Durchschnitt 3338 Kinder weniger als im Vorjahr geboren. Von 1977 bis 1978 betrug die Abnahme noch 1454, und 1979 wurden im ersten Halbjahr nach provisorischen Angaben 37 363 Lebendgeborene gezählt (Vorjahr 37 466). Es scheint sich also eine Stabilisierung abzuzeichnen, allerdings auf einem Niveau, das die Reproduktion der Bevölkerung auf lange Sicht nicht gewährleisten würde.

In der Bundesrepublik Deutschland steht man dem Phänomen des Geburtenrückgangs mit grosser Sorge gegenüber. Es werden nicht nur Befürchtungen im Hinblick auf das zukünftige Verhältnis zwischen Produktiven und Nichtproduktiven und die Schwächung der deutschen Kultur geäussert. Viele deutsche Kinderärzte sehen im Geburtenschwund vor allem ein Krankheitszeichen der Gesellschaft, in der Kinder nicht mehr erwünscht sind, und es mangelt auch nicht an drastischen Darstellungen der katastrophalen Situation, in der sich der Patient «Gesellschaft» befindet. Der Schweizer hat sich demgegenüber bisher durch das gewiss alarmierende Phänomen kaum aus seiner Ruhe bringen lassen. Vielleicht ist dies ein Ausdruck der üblichen helvetischen Vogel-Strauss-Politik. Wahrscheinlicher aber scheint die Erklärung, dass wir wenig Grund sehen, uns über etwas aufzuregen, das uns vorerst eine ganze Reihe Erleichterungen bringt. Sicher hätten auch wir Anlass, uns mit den Überlegungen unserer deutschen Kollegen zur Kinderfeindlichkeit der heutigen Gesellschaft auseinanderzusetzen; der interessierte Leser wird im Sonderheft «kinderarzt» vom September 1979 vieles finden, das zum Nachdenken zwingt. An dieser Stelle sei aber der Versuch unternommen, die Auswirkungen des bisherigen Geburtenrückganges, der vorerst ohne Wertung als Gegebenheit betrachtet wird, in bezug auf die Betreuung der Behinderten zu analysieren.

Als erste positive Auswirkung können wir feststellen, dass sich bei gleichzeitiger Zunahme der Zahl praktizierender Ärzte, insbesondere auch der Kinderärzte, die Zahl der von einem Arzt zu versorgenden Kinder rasch verringert. Damit bekommen Bestrebungen zur Einführung von *systematischen Vorsorgeuntersuchungen*, die lange Zeit von der Mehrheit der praktizierenden Ärzte unter Hinweis auf chronischen Zeitmangel abgelehnt wurden, eine ungeahnte Chance, obschon die Frage der Finanzierung noch nicht gelöst ist. Es besteht jedenfalls Grund zur Hoffnung, dass die von J. Grond in diesem Heft erhobene Forderung nach besserer Früherfassung der Behinderten wenigstens teilweise erfüllt werden kann. Die

noch junge Schweizerische Sozialpädiatriegruppe, über deren Tätigkeit in anderem Zusammenhang ausführlich zu berichten sein wird, beschäftigt sich mit der Ausarbeitung von diesbezüglichen Empfehlungen, und die Schweizerische Gesellschaft für Kinderheilkunde wird das Thema Vorsorgeuntersuchungen an ihrer nächsten Jahrestagung in einem Symposium behandeln. Wenn die Vorsorgeuntersuchungen wegen der niedrigen Kinderzahl zu einem integrierenden und zum Teil sogar existenzsichernden Bestandteil der pädiatrischen Praxis geworden sind, könnte allerdings die kritische Evaluation auf Schwierigkeiten stossen. Aufgrund bisheriger Erfahrungen muss aber vor übertriebenen Erwartungen gewarnt werden, dass mit Hilfe der Vorsorgeuntersuchungen alle langdauernden Behinderungen, deren Prognose durch frühzeitige Therapie wesentlich verbessert werden kann, mit Sicherheit erfasst und von vorübergehenden Störungen unterschieden werden können. Hier ist noch sehr viel Evaluationsarbeit zu leisten. Noch wichtiger als die Anwendung ausgeklügelter Untersuchungsmethoden dürfte das Postulat sein, dass auffällige Kinder von ihren Eltern regelmässig zum Arzt gebracht werden, dass der Arzt ihre Beobachtungen ernst nimmt und die richtigen Schlussfolgerungen zieht. Hier bringen Untersuchungsprogramme allein keine Besserung. Von Collatz et al. (Öff. Gesundh.-Wesen 41, 173 [1979]) wurde kürzlich gezeigt, dass die Risikogruppen von diesen Untersuchungen am wenigsten Gebrauch machen; dem sozialen Aspekt der Vorsorgeuntersuchungen müsste somit mindestens ebenso grosse Aufmerksamkeit geschenkt werden wie den medizinisch-technischen Belangen des «Screenings».

Ein weiterer positiver Effekt des Geburtenrückgangs liegt auf pädagogischem Gebiet. Kleinere Klassen bedeuten an sich schon günstigere Erziehungsbedingungen und unterstützen damit die primäre Prävention von Lernstörungen und Verhaltensstörungen im Schulalter. Es eröffnen sich auch bessere Möglichkeiten zur *Integration Behinderter in die normalen Klassen*. Die positiven Aspekte einer solchen individuellen Integration werden in diesem Heft anhand der Berichte aus Italien und Schweden dargestellt. Wir haben aber allen Anlass, uns zu fragen, ob wir einfach den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen und uns mit der im Gefolge des Geburtenrückgangs zu erwartenden automatischen Integration begnügen dürfen. Es stellen sich insbesondere folgende Fragen:

- Ist der durchschnittliche Lehrer in der Lage, nur allein dank der geringeren Klassengrösse ein behindertes Kind entsprechend seinen besondern Bedürfnissen zu fördern? Stehen die speziellen Hilfen, die man in anderen Ländern als notwendig betrachtet, bei uns in ausreichendem Umfang zur Verfügung?
- Was geschieht mit den auf diese Weise nicht zu integrierenden Kindern? Wenn durch Geburtenrückgang und zunehmende Integration den peripheren Sonderschulen, die den Behinderten eine adäquate Förderung und ein Leben in der eigenen Familie und der «normalen» Umgebung ermöglichten, ihre Existenzgrundlage entzogen wird, bedeutet dies unweigerlich eine Verschlechterung der Situation für die schwerer Behinderten; denn es bleibt dann oft als einziger Ausweg die Schulung im Heim.
- Müssen wir die Sonderschule immer als Ghetto betrachten, als einen Ort, wohin man unerwünschte Menschen, solche, die durch ihre blosse Existenz Forderungen an uns stellen, abschiebt? Kann man nicht mit ebensoviel Recht von einer Oase sprechen – wie das R. Wehren in seinem Beitrag tut? Von einem Ort, wo etwas gedeihen kann, das ringsherum zu verdorren droht; wo Samen gezo-gen werden, die später, wenn der Boden ringsherum vielleicht wieder fruchtbarer geworden ist, gesät werden können? Sollten wir nicht dankbar sein, dass es solche Oasen gibt, wo Kinder Kinder sein dürfen und nicht in erster Linie auf ihre zukünftige Rolle als Produktionsfaktor hin gedrillt und gedreht werden, wo das Erleben der Gemeinschaft aktiv gepflegt und über den Konkurrenzkampf gestellt wird, wo man sich Zeit nehmen kann, die Welt allmählich in sich aufzunehmen und zu be-greifen, statt leblose Fakten auswendig lernen zu müssen? Liegt denn die volle Integration des Behinderten heute wirklich in seinem Interesse, wenn dies eine weitgehende Reduktion des Menschseins auf seine kognitiven und motorischen Fähigkeiten bedeutet, auf die Entwicklung seiner Brauchbarkeit im Produktionsprozess, der den materiellen Wohlstand erhöht – und die Umwelt zerstört? Müssen wir die Behinderten um jeden Preis in diesen Prozess einspannen, wenn sie am Schluss trotz aller Fürsorge und spezieller Förderung die Rolle der Verlierer zu spielen haben?

Wenn wir den Wert und die Existenzberechtigung von Oasen anerkennen, müssen wir uns fragen, wann eine Oase aufhört Oase zu sein und stattdessen zum Ghetto wird, das abschliesst, einschliesst und dessen Boden ebenso dürr oder noch dürrer ist als der Boden draussen. Ein Kriterium unter vielen anderen ist

sicher der Grad der Durchlässigkeit zur Aussenwelt, und hier hat das Externat gegenüber dem Heim einen unbestreitbaren Vorteil. Wir müssen uns also um die Erhaltung der Externate bemühen, deren Existenz durch den Geburtenrückgang bedroht ist. Glücklicherweise werden aber gerade durch den Geburtenrückgang personelle und materielle Mittel freigestellt, so dass dieses Postulat nicht so leicht mit dem Hinweis auf die Rezession schubladisiert werden kann.

Damit komme ich zurück zum Ausgangspunkt. Wenn wir die demographischen Veränderungen unserer Zeit schon als beängstigendes Krankheitszeichen der Gesellschaft interpretieren, sollten wir die Konsequenzen ziehen und die Chancen, die uns durch ebendieses Phänomen geboten werden, so nutzen, dass wir die Krankheit an einer ihrer Wurzeln bekämpfen. Paradoxe Weise könnte es leichter fallen, dem behinderten Kinde heute eine kindergerechte Welt zu bieten als dem nichtbehinderten. Wir könnten so vom Umgang mit Behinderten erfahren, was wir im Grunde genommen allen unseren Kindern schuldig sind.

L'année de l'enfant – et après?

J.-C. Vuille

Pour la plupart des enfants, l'année de l'enfant qui touche à sa fin – décrite par un journaliste hargneux «année des gags» – n'aura pas apporté de grands bouleversements. Dans le meilleur des cas on peut espérer que, par quelques manifestations et activités des tendances positives de développement qui, de toute façon sont présentes à l'esprit, pourront être renforcées ou accélérées. Les modifications économiques et démographiques de ces dernières années ont engendré un environnement différent dans le domaine de l'aide aux handicapés, qui devrait influencer beaucoup plus fortement les différents modes d'assistance que ne le prévoyait la planification, sans citer les actions individuelles non coordonnées qui, au cours de l'année de l'enfant, représentaient la règle plutôt que l'exception. Reconnaître cet environnement et prévoir ses répercussions possibles constituerait un préliminaire important à une action tenant compte de la réalité.

L'arrêt brusque du *développement économique* laissant le privilège de l'emploi aux individus sains et capables d'un bon rendement, ainsi que la carence d'approvisionnement des caisses de l'Etat ayant déçu bien des espoirs d'extension de l'aide aux handicapés, ne sont mentionnés qu'en passant, car actuellement ce phénomène frappe tout particulièrement les handicapés adultes. Ce fascicule est destiné aux enfants handicapés. Les *mutations démographiques* devraient revêtir une signification majeure pour eux.

Les causes essentielles du recul de la natalité ne sont pas dues au départ de nombreuses familles étrangères ayant modifié la structure de notre population, mais au fait du recul de la natalité tant dans les familles suisses qu'étrangères. De 1965 à 1977 le nombre des naissances a reculé de 112 890 à 72 829, c'est-à-dire qu'en moyenne les naissances ont régressé de 3338 unités chaque année. De 1977 à 1978, le déficit se chiffrait encore à 1454 et durant le 1er semestre 1979, selon des données provisoires, l'on compte 37 363 nouveau-nés vivants contre 37 466 l'année précédente. Il se dessine ainsi une stabilisation – mais sur un niveau qui à la longue ne garantirait pas la reproduction de la population.

En République fédérale d'Allemagne, le problème du recul de la natalité est jugé avec beaucoup de souci. Ce ne sont pas seulement des craintes pour la relation future entre les productifs et les non-productifs, ainsi que l'affaiblissement de la culture allemande, qui se manifestent. Beaucoup de pédiatres allemands voient dans le recul des naissances avant tout un signe de maladie de la société dans laquelle les enfants ne sont pas désirés; les évocations drastiques de la situation catastrophique dans laquelle le patient «société» se trouve ne manquent pas. Le Suisse, quant à lui, n'est pas sorti de sa léthargie face à ce phénomène certes